



Der leere Spiegel

Ich öffne die Augen, es ist dunkel. Ich weiß nicht, wo ich bin. Reglos liege ich da, auf einem Untergrund, der sich wie feuchtes Gras anfühlt. Ich überlege, wo ich sein könnte, und mir fällt nichts ein. Ach, das ist mir ja im Grunde schon oft passiert, ich bin einige Nächte nicht zu Hause, wache auf und bin noch so schlaftrunken, dass ich nicht weiß, wo ich bin. Ich warte dann ein paar Sekunden und plötzlich ist alles wieder da. Also setze ich mich aufrecht hin und ertaste dabei nochmals den Boden. Wie es scheint, bin ich tatsächlich auf einer Wiese. Da ich nicht weiß, wie ich hierherkam, muss ich wohl auf einer Wiese eingeschlafen sein. Ich kann mich nicht erinnern. Mein Atem geht schneller, ich drehe den Kopf nach rechts und links, sehe aber nichts. Es ist dunkel. Und zwar so dunkel, dass überhaupt nichts zu sehen ist. Für einen Moment überlege ich, ob ich vielleicht erblindet bin. Ich halte die Hand vor die Augen, aber es ist nichts zu erkennen.

Ich versuche, meinen Atem zu beruhigen, das ist ja peinlich, kaum wache ich auf, ergreift mich die Panik, das kenne ich nicht von mir und in dem Moment, wo ich das denke, wird mir klar, dass ich mich ja doch an etwas erinnern kann. Kann es sein, dass ich träume, frage ich mich und bin sofort beruhigt. Einen Dunkeltraum hatte ich noch nicht. Ich mache den Traumtest, wie ich es nenne. Wenn man im Träumen feststellen will, ob man träumt oder ob man wach ist, macht man etwas Verrücktes, das im wachen Leben nicht möglich ist. Gelingt es, träumt man. Möglichst macht man immer das Gleiche, da es schwer ist, im Träumen sich überhaupt daran zu erinnern. Bei mir ist es immer ein Apfel. Ein grüner Granny Smith. Ich stelle mir vor, wie so ein Apfel auf meiner linken Handfläche erscheint. Ich schaue auf die Stelle, wo meine linke Hand sein sollte. Ich kann nichts erkennen. Ich hebe die Hand, sie ist leer, oder besser, sie fühlt sich leer an, sehen kann ich sie ja nicht, auch ist der Apfel nicht einfach beim Handheben runtergefallen, das hätte ich bemerkt. Also kein Traum, was ist es dann?

Plötzlich erkenne ich weit hinten, ja vielleicht hinten am Horizont, so genau kann ich das nicht sagen, da ich den Horizont ja nicht sehen kann, ein Licht oder besser gesagt ein Leuchten. Es ist noch so dunkel, dass ich mir nicht sicher bin. Ist es wirklich ein Licht, oder bilde ich mir das nur ein? Ich öffne und schließe abwechselnd die Augen. Tatsächlich ist es bei offenen Augen heller, es muss sich also wirklich um ein Licht handeln. Langsam wird es heller. Es wackelt leicht, nach links, dann wieder nach rechts, als würde jemand absichtlich damit winken. Was soll das für ein Licht sein? Plötzlich habe ich ein Lied im Sinn: Bolero von Ravel. Erst ist außer einigen leisen Trommelschlägen kaum etwas zu hören, dann setzt leise eine Querflöte ein, bis ein komplettes Orchester eine so kraftvolle Musik spielt, dass man sich die anfängliche Beinahe-Stille kaum vorstellen kann.

Ein kühler Wind kommt auf und es scheint, als würde das Licht, das auf mich zukommt nicht nur seitlich mit dem Wind hin- und herschwenken, sondern als würde es mal heller und dann wieder dunkler. Ich starre das Licht an in der Hoffnung, etwas Genaueres zu erkennen. Plötzlich weiß ich, was mit mir los ist. Ich bin gestorben und in der Ferne kommt der Tod. Ich muss lachen, so hatte ich mir das Sterben nicht vorgestellt, auch kann ich mich an überhaupt nichts erinnern, woran stirbt man denn, nach einem Unfall vielleicht oder nach einer schweren Krankheit, aber man wacht doch nicht auf einer Wiese auf und sucht den Himmel nach einem Licht ab, oder doch? Das Licht wird heller und ich glaube, zu erkennen, dass es sich um eine Laterne handelt, die von einem kleinen Menschen getragen wird. Das ist doch völlig absurd, ich muss träumen und scheiß auf den Apfeltest, es muss dafür doch eine Erklärung geben. Aber es ist nicht mehr zu leugnen, es kommt ein Kind mit einem Lampion auf mich zu, so einem, wie ich ihn als Kind selbst gebastelt habe, wenn ich zum Herbstanfang – oder war es Erntedank? – an der Hand meiner Mutter loszog, um die Laterne mit den anderen Kindern um die Wette zu schwenken, so lange, bis schließlich die Kerze das Seidenpapier ansengte und dann der ganze Lampion in Flammen aufging. Meine Mutter hat mir dann die Tränen mit einem Taschentuch weggewischt. Hah, fällt mir auf, ich erinnere mich ja doch an etwas, allerdings nur unscharf. Ein



Der leere Spiegel

genaues Bild von meiner Mutter oder von mir damals kann ich mir nicht machen. Aber an das Lied erinnere ich mich: Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne. Oder so ähnlich.

Bewusst atme ich einige Male ein und wieder aus und warte darauf, dass mir dämmert, was mit mir los ist. Die Laterne ist nun schon so groß, dass ich sehe, dass sie von einem Mädchen getragen wird. Das Mädchen trägt ein gelbes Kleid, das mit jedem Schwenk, den sie mit der Laterne macht, aus einem anderen Winkel angestrahlt wird. Fassungslos schaue ich auf das Mädchen, mir ist so, als kenne ich sie, kann mich aber nicht erinnern, woher. Einige bange Minuten später steht sie vor mir. Sie trägt weiße Kniestrümpfe und Sandalen, für einen Moment frage ich mich, ob das die richtige Kleidung für einen nächtlichen Ausflug auf einer feuchten Wiese ist.

»Hallo Papa«, ruft das Mädchen.

»Hallo«, krächze ich, es klingt wie eine reflexhaft aufgetragene Verszeile, die jetzt gesagt werden muss, weil sie eben dran ist. Ich kenne das Mädchen, weiß aber nicht, wie es heißt. Wenn das wirklich meine Tochter ist, warum kann ich mich dann nicht an sie erinnern?

»Wer bist du denn«, frage ich und lasse alle Eitelkeiten sausen.

»Jazz, deine Tochter«, sagt sie und lächelt mich an. Gar nicht ärgerlich, nicht so, wie ein Kind, dass gerade erleben muss, dass der eigene Vater nicht weiß, wie es heißt.

»Ein schöner Name«, entfährt es mir.

»Ja, das sagt Mama auch immer. Ich habe mich so daran gewöhnt, dass ich gar nicht sagen kann, ob er schön ist oder nicht«.

Es gehen mir tausend Gedanken durch den Kopf. Vor mir steht meine Tochter, irgendwo ist ihre Mutter und doch weiß ich überhaupt nicht, wer und wo ich bin. Ich fasse all meinen Mut zusammen.

»Wo sind wir hier?«, frage ich und obwohl ich möchte, dass meine Stimme fest klingt, kommt doch nur eine Art Gebrabbel heraus, ich hoffe, sie versteht überhaupt, was ich gesagt habe.

»In der Zwischenwelt«, antwortet Jazz ruhig. Ich sehe sie an, sie lächelt, wie jemand, der genau versteht, warum ich überhaupt keine Ahnung habe, wo ich bin. Ich komme mir nicht wie ihr Papa, sondern mehr wie ihr kleiner Bruder vor, dem man alles erklären muss.

»Was ist die Zwischenwelt?«, frage ich und hoffe immer noch, dass ich doch nur träume und gleich aufwachen werde. Jazz lächelt mich immer noch an.

»Du hast es mir mal so erklärt: Wenn man von der einen in die andere Welt will, muss man hier durch. Jede Welt hat ihren festen Platz in der Seele, alle Erinnerungen, Gefühle, Eindrücke sind wie Bauklötzchen auf einem Spiegel. Will man die Welten wechseln, müssen zunächst die alten Klötzchen weggepustet werden, bevor man die neuen draufstellen kann, verstehst du?«.

Ich schaue sie an, ich verstehe, was sie sagt, aber nicht, was sie meint.

»Also die Klötzchen der alten Welt müssen weg?«, wiederhole ich.

Jazz nickt.

»Sind sie denn schon alle weg?«, fragt sie.

Ich überlege, tatsächlich kann ich mich ja an kaum etwas erinnern.

»Ich weiß noch, wie ich mit meiner Mutter als Kind auf einem Herbsttagumzug war«, triumphiere ich. Wie blöd von mir, denke ich, eigentlich darf ich mich ja an gar nichts mehr erinnern. Auch der Bolero fällt mir wieder ein. Oder ist der schon von der neuen Welt?

»Dann ist der Spiegel noch nicht ganz leer«, sagt sie.

»Welcher Spiegel«, frage ich, ich bin jetzt vollends verwirrt.

Jazz kommt ganz nah an mich ran, legt ihre rechte Hand auf meine rechte Schulter, und ich spüre, wie sie mich mit frischem Atem anhaucht und es kommt mir vor, als würde ihr Atem durch mich durch gehen.



Der leere Spiegel

»Jetzt ist der Spiegel leer«, sagt das Mädchen.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).